



Auf Augenhöhe: Basics partizipativer Forschung

Literatur-Review und eine Verortung des vhw

Tilla Ziems
Olaf Schnur

Der folgende Beitrag stellt eine neue Forschungsmethodologie in den Mittelpunkt, die in den letzten Jahren zunehmend an Aufmerksamkeit gewonnen hat: die partizipative Forschung. Anhand eines knappen Literaturreviews wird im folgenden Überblicksbeitrag rekapituliert, was „partizipativ forschen“ – also eine Forschung, welche die Rollen zwischen Beforschten und Forschenden neu und „auf Augenhöhe“ auszutarieren versucht – eigentlich bedeutet, wie eine solche Forschung praktisch funktionieren kann, wo die Vor- und Nachteile des Ansatzes liegen und was daraus für eine künftige Forschungsagenda folgt – nicht zuletzt auch für den vhw.

Ziel der vorliegenden werkSTADT ist es, mit einem überschaubaren Leseaufwand die Basics partizipativer Forschung versteh- und reflektierbar zu machen. Die Ausführungen beginnen zunächst mit einer Einordnung des Ansatzes im Lichte aktueller forschungspraktischer Herausforderungen und einer genaueren Erläuterung des Konzepts und seiner Genese.

Forschungsalltag: Neue Herausforderungen

„Sich auf Augenhöhe begegnen“ – diese beliebte Alltagsphrase erzeugt nicht ohne Grund fast eine Million Treffer bei Google, denn der Widerspruch zwischen Machtgefällen in unterschiedlichsten Konstellationen und dem Bedürfnis nach dem Abbau von Hierarchien ist oft groß. Auf den gefundenen Webseiten geht es beispielsweise um die Kommunikation von

Eltern mit Kindern, Lehrern mit Schülern, um Hierarchien im Umgang mit Kundinnen und Klienten, um den Austausch in der Partnerschaft, den Umgang mit pflegebedürftigen Menschen, um Managementprinzipien, um Machtfragen in Sport, Politik und Planung. Bezüge zur Wissenschaft und Forschungspraxis sind schwieriger zu finden, obwohl auch hier – zwischen „Forschenden und Probanden“ – oft genug ein eklatantes Machtgefälle vorherrscht.

Dieses Gefälle kann am Ende sogar den Hauptzweck von Wissenschaft – einen validen Erkenntnisgewinn zu erzielen – gefährden. Auch die vhw-Forschung muss deshalb mit solchen Konstellationen reflexiv umgehen, wenn sie an den Grundlagen, Konzepten und der Praxis einer nachhaltigen und sozialen Stadt- und Quartiersentwicklung oder inklusiven, demokratischen Dialogprozessen arbeitet (vgl. Kuder 2017, Schnur 2016).

Forschungspraxis: Neue Verunsicherungen

Trotz aller redlicher Bemühungen, „gutes wissenschaftliches Arbeiten“ mit innovativen Projekten und der Praxis zu verbinden, macht sich in Teilen der Forschungscommunity mehr und mehr eine Verunsicherung bemerkbar. Grundlagenforschung und Praxisforschung stoßen immer öfter an ihre Grenzen, und es stellen sich Fragen wie: Arbeiten wir angesichts des dynamischen Wandels unserer Gesellschaften überhaupt an adäquaten Themen und wer bestimmt diese Agenda? Sind die – sehr oft recht gleichartigen – Untersuchungsdesigns (seien sie nun quantitativ oder qualitativ ausgerichtet) angesichts der zunehmend komplexen Fragestellungen angemessen? Wie können wir die Brücken zwischen Theorie und Praxis stabil halten? Spätestens seit dem „langen Sommer

der Migration“, der seit 2015 vielerorts hektische Forschungs- und Tagungsaktivitäten zu Fluchtmigration und Geflüchteten ausgelöst hatte, stellte sich außerdem vermehrt die Frage: Wo bleiben eigentlich die, die „beforscht“, „über die“ diskutiert und „für die“ irgendetwas befunden wird? Wer gibt ihnen wo und wie eine Stimme? Einige neuere Forschungsansätze greifen solche Fragen auf, wie etwa das „Reallabor“, das inzwischen vielfach erprobt wird (Schneidewind 2014: 8). Die Reallabor-Idee, so populär sie nicht zuletzt aufgrund förderpolitischer Setzungen sein mag, wirft spezifische eigene Fragen auf – unter anderem dort, wo die koproduzierende Forschungspraxis vor Ort systematisch und konsequent in die Tat umgesetzt werden muss.¹

Forschungsmethodologie: Neue Wege?

Der basale Kern einer transformativen Forschungspraxis ist dagegen umfassend im Prinzip der „partizipativen Forschung“ aufgearbeitet. Der vhw-Forschungsbereich hat deshalb das Projekt „Perspektivwechsel“ initiiert (<https://projekt-perspektivwechsel.com/>, Abbildung 1), in welchem dieser Ansatz gemeinsam mit Geflüchteten und professionellen Praxisakteuren in konkreten Projekten zu den Themenfeldern Quartier und Nachbarschaft, Ausbildung und Beschäftigung sowie Kultur und Medien zur Anwendung kommt.²

¹ Vgl. Textbox 1 für die Abgrenzung von partizipativer Forschung zum Reallabor. Uwe Schneidewind interpretiert die Reallabor-Forschung als einen Teil einer neuen, transformativen „Modus 3“-Wissenschaft (Schneidewind 2014: 8, siehe hierzu auch Textbox 2).

² Im Auftrag des vhw erforschen das Büro für Stadtforschung + Sozialplanung (Berlin) und die B.B.S.M. Bran-

Begleitend zu der empirischen „Perspektivwechsel“-Studie sollen hier das Prinzip der partizipativen Forschung, die zugrundeliegende Haltung und die Methodologie (auch in Abgrenzung zu herkömmlicher empirischer Feldarbeit) skizziert werden.

Abbildung 1: Website des Projekts Perspektivwechsel



Quelle: <https://projekt-perspektivwechsel.com/>

Der vorliegende Review-Text bezieht sich überwiegend auf einige der herausragenden Protagonisten dieses Forschungsfelds, insbesondere auf Jarg Bergold und Hella von Unger, aber auch auf weitere Autorinnen und Autoren, deren Werke als Primärliteratur zur vertiefenden Lektüre sehr empfohlen werden.

denburgische Beratungsgesellschaft für Stadterneuerung und Modernisierung mbH (Potsdam) gemeinsam mit Geflüchteten sowie Vertreterinnen aus zivilgesellschaftlichen Initiativen die Lebensrealitäten geflüchteter Menschen in Berlin und Brandenburg. Ziel ist es, in die Alltagsrealitäten einzutauchen, dadurch lebensweltliches Wissen für die Forschung zu generieren und zugleich die Teilhabechancen der Projektpartner in den genannten Themenfeldern zu fördern.

Textbox 1: Partizipative Forschung und Reallabor – wie lassen sie sich voneinander abgrenzen?

Seit einigen Jahren kursiert der Begriff des Reallabors im wissenschaftlichen Diskurs um nachhaltige Stadtentwicklung. Forschungsprojekte im Sinne von Reallaboren finden sich mittlerweile in Stuttgart, Karlsruhe, Dortmund und Heidelberg – um nur einige Städte zu nennen. Doch was hat es damit auf sich und wo liegen die Bezüge zur partizipativen Forschung?

Wer an Labor denkt, denkt vor allem an eines: das Gegenteil von lebensweltlicher Wirklichkeit. Die meisten assoziieren mit einem Labor einen künstlich geschaffenen Raum mit künstlich geschaffenen und künstlich stabil gehaltenen Bedingungen. Mit dem Begriff Reallabor – konzeptionell in der Transformationsforschung zu verorten – soll dagegen eine experimentelle Forschung im lebenswirklichen, gesellschaftlich kontextualisierten Raum beschrieben werden.

Reallabor-Projekte verfolgen in der Regel das Ziel, Innovationen – seien es technische, politische, wirtschaftliche oder andere – in einer realen Umgebung „transdisziplinär“ zu erproben, dadurch Wissen zu generieren und gesellschaftliche Transformation anzustoßen (vgl. BMWi: 2018; Beecroft/Parodi 2016: 7). Unter Transdisziplinarität wird der Einbezug lebensweltlicher Problemlagen und die Integration von Praxisakteuren in die wissenschaftliche Forschung verstanden (Parodi et al. 2016: 11).

Da Transdisziplinarität ein ganz wesentlicher Aspekt eines Reallabors ist, ist die Idee einer „partizipativen“ Forschung dem Reallabor tendenziell inhärent (vgl. Defila/Di Giulio 2018: 40; Jahn/Keil 2016). Eine eindeutige Grenzziehung zwischen partizipativer Forschung und dem Reallabor ist kaum möglich. Jedoch kann sich die Intensität der Partizipation in den beiden Forschungsstrategien unterscheiden. Während das erklärte Ziel der partizipativen Forschung das Empowerment der Praxisakteurinnen bzw. Co-Forschenden ist und diese somit umfassendes Mitbestimmungsrecht im Forschungsprozess erhalten, gilt für die transdisziplinäre Forschung im Reallabor oftmals eine Beteiligung im Sinne der Kooperation – vgl. hierzu die bekannten Stufenmodelle der Beteiligung – als ausreichend (Parodi et al. 2016: 14).

Außerdem lässt sich partizipative Forschung in beliebigen Kontexten – auch außerhalb und unabhängig von Reallaboren – verwirklichen. Das eigentliche Reallabor setzt meist erst bei der konkreten Umsetzung und Erprobung von zuvor transdisziplinär erzeugtem Wissen an (Jahn/Keil 2016: 247).

Eine inhaltliche und methodische Abgrenzung der partizipativen Forschung vom Reallabor wird auch dadurch erschwert, dass es für die partizipative Forschung keine einheitlich vorgeschriebene Methodik gibt (von Unger 2014.: 101) und der Diskurs um das Reallabor bislang sehr diffus erscheint. In der Wissenschaft liegt noch kein klares Konzept vor (Rose et al. 2018: 2; Parodi et al. 2016: 16), es kursieren unterschiedliche Bezeichnungen von „(sustainable) living labs“, zu „transition management“ (Rose et al. 2018: 3) und obendrein wird in der Literatur darüber diskutiert, ob es sich beim Reallabor überhaupt um etwas Neues handelt (vgl. Beecroft/Parodi 2016; Jahn/Keil 2016).

Festzuhalten bleibt, dass die Grundprinzipien der partizipativen Forschung auch für eine konsequent gedachte Reallaborforschung im engeren Sinne handlungsleitend sein können – und es sich damit keineswegs um konkurrierende Konzepte handelt.

Was heißt partizipativ forschen?

Bis heute sind noch viele Untersuchungen von einem distinktiven Verhältnis zwischen „Forschenden und Beforschten“ geprägt. Auch die Frage, inwieweit Forschung verändernd agieren müsste, ist nach wie vor umstritten – häufig wird akademisches Wissen generiert, welches allein in akademischen Kreisen erörtert wird. Doch analog zu einer sich neu formierenden Forschungslandschaft (siehe Textbox 2) differenziert sich auch die (sozial-) wissenschaftliche Forschungspraxis immer weiter aus – durchaus auch mit innovativen Ansätzen. Die partizipative Forschung ist ein gutes Beispiel dafür, wie hier bewusst neue Wege beschritten werden sollen³. Wie Bergold und Thomas (2012: Par. 1) betonen, ist sie ein transdisziplinärer Forschungsstil, bei dem es vor allem darum geht, mit Hilfe von Betroffenen zu untersuchen, wie Menschen mit den Herausforderungen ihres Alltags umgehen.

Ihren Ursprung findet die partizipative Forschung in der Aktionsforschung, die in Deutschland in den siebziger Jahren jedoch nur schleppend Einzug hielt.⁴ Die Anfänge werden in den Schriften Kurt Lewins gesehen, der den Ansatz der *action research* bereits in den vierziger Jahren in seinem Aufsatz „Action research and minority problems“ beschreibt (Lewin 1946).

Wie schon aus dem ursprünglichen Begriff der Aktionsforschung abgeleitet werden kann, geht es bei der partizipativen Forschung nicht darum, nur deskriptiv die Innenansichten der Betroffenen wiederzugeben, sondern darum,

³ Vgl. Cornwall und Jewkes (1995), die die Unterschiede zwischen klassischer und partizipativer Forschung überblicksartig herausstellen.

Textbox 2: Forschungsakteure – neue Vielfalt

Der vhw, der sich als transformativer Brückenbauer zwischen Theorie und Praxis versteht, ist selbst Teil einer sich neu organisierenden spätmodernen Wissenschaftslandschaft, die sich inter- und transdisziplinär ausrichtet und nicht mehr nur in der klassischen akademischen Forschung verortet. Diese sich zusätzlich zur universitären Forschung ausdifferenzierende Wissenschaft basiert auf Netzwerken – und ist flexibel und schnell, nicht zuletzt weil sie auf Alternativen zur üblichen Forschungsförderung zurückgreifen kann. Die Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny und ihre Kollegen (2003) sprechen von einer „Modus 1-Wissenschaft“ (damit ist die traditionelle akademische Welt gemeint, die in der Regel ohne einen gesellschaftspolitischen oder konkret gestaltenden Bezug arbeitet), an deren Seite zunehmend eine neuartige „Modus 2-Wissenschaft“ trete, die global, vernetzt, transdisziplinär, projektbasiert und problemorientiert arbeitet. Neue Akteurinnen treten in Erscheinung, wie z.B. Stiftungen oder NGOs, die an freier, unabhängiger, gesellschaftsorientierter Forschung interessiert sind, womit oft auch ein deutlicher Praxisbezug und Verschiebungen von Machtkonstellationen verknüpft sind. Das „Augenhöhe-Prinzip“ spielt immer wieder eine Rolle, wenn soziale Innovationen nicht nur beobachtet und beschrieben, sondern durch die Forschungstätigkeit auch Veränderungen ermöglicht werden sollen. Beim vhw trägt zum Wissenstransfer in hohem Maße auch sein Fortbildungsbereich bei, der Expertinnen und Experten aus Kommunen, (kommunalen) Wohnungsunternehmen und weitere Akteure der Stadtentwicklung mit seinen Seminaren erreicht, begleitet und für einen steten Wissenstransfer sorgt.

⁴ Zur Entstehung und Entwicklung der partizipativen Forschung siehe von Unger (2014); von Unger et al. (2007).

einen reflexiven Lernprozess anzustoßen und dadurch die Handlungsfähigkeit der Betroffenen zu stärken. Zudem zielt die partizipative Forschung darauf ab, Veränderungsprozesse auf institutioneller Ebene anzustoßen und dadurch langfristig Teilhabechancen von marginalisierten Personengruppen zu verbessern (von Unger 2014: 47). Die Forschung ist somit transformativ angelegt und zielt nicht zuletzt auf das Empowerment der Praxisakteure ab.

Es gilt, das Wissen aus der Praxis wertzuschätzen, ernst zu nehmen (Bergold/Thomas 2012: Par. 42) und mit dem akademischen Diskurs zu verknüpfen (von Unger 2014: 55). Denn gerade in der Zusammensetzung der unterschiedlichen Perspektiven und Sichtweisen von Wissenschaftlerinnen und Betroffenen liegt der Erkenntnisgewinn der partizipativen Forschung (Defila/Di Giulio 2018: 52).

Das heißt aber auch, dass nicht nur die „Betroffenen“ ihre Position und ihre Sichtweisen reflektieren sollen. Bei der partizipativen Forschung vollzieht sich idealerweise ein „Perspektivwechsel“: Die wissenschaftlichen Expertinnen und Experten müssen sich auf die neuen Perspektiven einlassen und dürfen die akademischen Sichtweisen nicht den *praktischen* Sichtweisen überordnen (von Unger 2014: 65).

Partizipativ forschen – unter welchen Bedingungen kann es gelingen?

Es braucht nicht viel Fantasie, um zu erkennen, dass die Forschung mit gleichberechtigten Praxisakteuren methodische und ethische Fallstricke mit sich bringt. Welche Maßnahmen sollte man also ergreifen, um für einen gelingenden partizipativen Forschungsprozess zu sorgen?

Im Vordergrund der partizipativen Forschung steht die Teilhabe von Praxisakteuren – doch inwieweit Teilnehmende beziehungsweise Co-Forschende tatsächlich eingebunden sind, ist die zentrale Frage. Analog zu gängigen Stufenmodellen⁵ kann laut von Unger (2014: 39) von wirklicher Teilhabe erst dann gesprochen werden, wenn die Akteure gleichberechtigt zusammenarbeiten und die Entscheidungsmacht geteilt wird. Dass diese **konsequente Form der Co-Produktion** eine große Herausforderung darstellt, ist klar. Dennoch ist es eine äußerst wichtige Bedingung, deren Einhaltung im Forschungsprozess immer wieder neu überprüft und austariert werden sollte.

In der Literatur herrscht weitgehende Einigkeit darüber, dass es auch eines der wichtigsten Prinzipien ist, **alle Beteiligten frühzeitig einzubinden**. Das heißt, die Co-Forschenden sollten von Beginn an in den Forschungsprozess integriert werden und nicht erst, wenn der Rahmen bereits abgesteckt wurde. Dadurch erhalten sie auch ein **Mitbestimmungsrecht** über die Wahl des Forschungsdesigns, Erhebungs- und Auswertungsverfah-

⁵ Zum Beispiel von Meyer-Soylu et al. (2016); Wright et al. (2013).

ren sowie über die Zielsetzung der wissenschaftlichen Arbeit (ebd.: 35ff.). Denn bei der partizipativen Forschung gilt es immer wieder die klassischen Machtstrukturen zu reflektieren, wie Defila und Di Giulio (2018: 53) betonen: Wer entscheidet eigentlich über was? Dazu gehört, dass zu Beginn geklärt werden muss, ob alle Forschenden und Co-Forschenden das gleiche **Verständnis vom Untersuchungsgegenstand** haben, damit sie tatsächlich „auf Augenhöhe“ kommunizieren können (Bergold/Thomas 2012: Par. 16).

Wenn es der Anspruch der partizipativen Forschung sein soll, gerade marginalisierte Akteurinnen einzubinden und gleichberechtigt teilhaben zu lassen, muss auch die **Ressourcenfrage** geklärt werden – denn diese sind besonders häufig von Ressourcenknappheit betroffen. Abhängig von der untersuchten gesellschaftlichen Gruppe – seien es Geflüchtete ohne Arbeitserlaubnis, Langzeitarbeitslose oder Alleinerziehende – sollte es kein Tabu sein, unterschiedliche Aufwendungen zu kompensieren. Einigen genügt möglicherweise die Bereitstellung von Arbeitsmaterialien, die Übernahme von Reisekosten oder Verpflegung, andere benötigen eine Vergütung und wieder andere sind auf kostenfreie Kinderbetreuung angewiesen (Bergold/Thomas 2012: Par. 34ff.). Durch solcherlei Kompensationen kann verhindert werden, dass klassische Machtverhältnisse und Wissensansprüche in der Forschung reproduziert werden (von Unger 2014: 52).

Ein weiterer, der vielleicht wichtigste Aspekt für gelingende partizipative Forschung, ist das

Vertrauen. Gerade wenn man mit marginalisierten Gruppen forscht, kann die **Phase des Vertrauensaufbaus** viel Zeit in Anspruch nehmen, weshalb dies entsprechend mit einkalkuliert sein sollte. Vertrauensvolle Beziehungen zeichnen sich vor allem durch gegenseitige Ehrlichkeit und Empathie aus. Anders als bei klassischen Forschungsformaten müssen sich auch Wissenschaftlerinnen oft auf ein **emotionales Involviertsein** einlassen (Bergold/Thomas 2012: Par. 47).

Die Teilnehmenden sollten das Gefühl haben, sich in einem „safe space“ (ebd.: Par. 13) zu bewegen, in dem sie Kritik üben und ihre Meinung äußern können. Erschwerend wirkt, dass vor allem bei tabuisierten oder stigmatisierten Personengruppen, wie zum Beispiel Sexarbeiterinnen, Migrantinnen ohne Papiere oder Aussteigerinnen einer radikalen Szene die Veröffentlichung der Ergebnisse negative Folgen für die Teilnehmenden nach sich ziehen könnte (ebd.: Par. 109).

Die affektive Nähe zu Co-Forschenden kann bei professionellen Forschenden erhebliche Dissonanzen auslösen, weil damit gängige wissenschaftliche Distanzkriterien gefährdet sind. Bei einem partizipativen Forschungsprozess ist die **Berücksichtigung ethischer Grundsatzfragen** demzufolge besonders wichtig.

Viele Autorinnen und Autoren setzen sich daher intensiv mit ethischen Standards in der partizipativen und Aktionsforschung auseinander⁶, die in diesem kurzen Review nicht weiter diskutiert werden können.

⁶ Vgl. von Unger/Narimani 2012; Tilley/Woodthorpe 2011; Flicker et al. 2007; Williamson/Prosser 2002.

Wie gestaltet sich der Forschungsprozess?⁷

Der Start: Reflexivität als Schlüssel

Bereits einen partizipativen Forschungsprozess initiieren zu wollen, ist ein anspruchsvolles Unterfangen. In der Regel grenzen Wissenschaftler zu Beginn des Forschungsprozesses die generelle Thematik der Untersuchung ein und analysieren die Kontextbedingungen. Da partizipative Forschung vom Umfeld abhängig ist, in dem sie stattfinden soll, muss nach Bergold und Thomas (2010: 337) zunächst sichergestellt sein, dass der jeweilige Kontext eine Partizipation von Praxisakteuren überhaupt zulässt. Auf der Basis der Forschungsthematik werden die Forschungspartner ausgewählt, die meistens als aktive Akteurinnen oder Betroffene fachlich oder lebensweltlich im Feld involviert sind (von Unger 2014: 51).

Weil die Forschungspartner ihre ganz eigenen Sichtweisen mitbringen, kann sich der Inhalt im Forschungsprozess noch verändern (ebd.): Wenn es beispielsweise um Mobilität geht, mag eine Wissenschaftlerin das Angebot einer Großstadt aufgrund des umfangreichen öffentlichen Nahverkehrs besonders positiv bewerten, ein Fahrradfahrer wird dagegen die fehlenden Radwege bemängeln. Das heißt: Schon allein durch die „Partnerwahl“ beziehen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine Position im Themenfeld (ebd.) – ob gewollt oder ungewollt. Daher ist es wichtig, die Beziehungen aller Teilnehmenden zum und forschungsbedingte Veränderungen im

Forschungsfeld sowie die Beziehungen zwischen den forschenden Akteuren kontinuierlich zu reflektieren (Defila/Di Giulio 2018: 52). Bergold und Thomas (2012: Par. 51) betonen weiterhin, dass alle Beteiligten in einem ständigen Dialog stehen und auch ihr eigenes Handeln sowie den Forschungsprozess kontinuierlich hinterfragen sollten.

Dabei wird unterschieden zwischen personeller und epistemologischer Reflexivität: Zum einen werden die eigenen Annahmen, Werte und Erfahrungen hinterfragt, zum anderen die möglichen Grenzen der Forschungsfrage, Methode oder der Verfahren beleuchtet (ebd.: Par. 54).

Denn jede Entscheidung für etwas – eine zu untersuchende Gruppe, die angewandte Methode, das Thema – schließt andere Entscheidungen aus. Wadsworth (1998: 4) formuliert daher einige kritische Fragen, die die Forschung immer begleiten sollten und mit denen Wissenschaftlerinnen ihre Entscheidungen reflektieren können:

- Warum werden ausgerechnet diese Forschungsfragen gestellt und nicht andere?
- Warum werden ausgerechnet diese Personen und nicht andere in den Forschungsprozess einbezogen?
- Warum werden diese Phänomene und keine anderen beobachtet?
- Warum erfolgen bestimmte Interpretationen und andere nicht?
- Warum erfolgt daraus diese und nicht eine andere Handlung?

⁷ Textbox 3 bietet eine Checkliste mit den wichtigsten to-dos in einem partizipativen Forschungsprozess.

Grundsätzlich sollte ein partizipatives Forschungsdesign so offen und flexibel angelegt sein, dass im Verlauf immer wieder gewisse Änderungen und Richtungswechsel möglich bleiben (von Unger 2014: 54).

Damit es dabei nicht zu Missverständnissen kommt, formulieren die Beteiligten gemeinsam zunächst sowohl Praxis- als auch Erkenntnisziele. Denn bereits hier können widersprüchliche Erwartungen auftreten, wie Moser (2008: 63) ausführt:

„Während die Wissenschaft sich an Kriterien der Wahrheit [...] orientiert, richten sich Praxis-systeme an Kriterien der Brauchbarkeit aus, die durchaus eine eigene – nicht von wissenschaftlichen Kriterien dominierte – Professionalität begründen“.

Wichtig ist dann, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Anliegen der Co-Forschenden ernst nehmen und auf sie eingehen. Allein die Einigung auf gemeinsame Ziele – also was genau erreicht und welches Wissen dafür generiert werden soll – kann, wie von Unger (2014: 54) heraushebt, viel Zeit beanspruchen, die einkalkuliert werden muss.

Vor Beginn der eigentlichen Forschung ist es außerdem erforderlich, die Praxisakteure umfassend zu informieren. So sollten in einer Schulung ein Grundverständnis über die partizipative Forschung, die eigene Rolle der Betroffenen im Feld, Forschungsethik, Ziele der Forschung sowie Design, Methoden und Auswertungsverfahren vermittelt beziehungsweise diskutiert werden (ebd.: 42).

Für den weiteren Forschungsprozess ist es zentral, auf dieser Basis ein „informiertes Einverständnis“ (Defila/Di Giulio 2018: 51) aller Teilnehmenden zu erzielen.

Textbox 3: to-do's im partizipativen Forschungsprozess – Versuch einer „Checkliste“

- Thema eingrenzen
- Praxispartnerinnen auswählen
- Praxispartner informieren und schulen
- Vertrauen aufbauen
- Gemeinsam Thema und Forschungsfragen spezifizieren
- Gemeinsam Ziele formulieren und Konflikte beheben
- Gemeinsam Forschungsdesign und Methoden nach Kompetenzen und Ressourcen der Praxispartnerinnen auswählen
- Gemeinsam Art der Kommunikation nach Kompetenzen und Ressourcen der Praxispartner bestimmen
- Gemeinsam im Feld forschen
- Gemeinsam Daten auswerten
- Transparenz: ständige begleitende Dokumentation des Forschungsprozesses
- Reflexion: kontinuierliche Selbstreflexion, Reflexion der Methoden, des Forschungsprozesses und der Beziehungen untereinander und zum Forschungsfeld

Quelle: Eigene Zusammenstellung nach Defila/Di Giulio 2018; von Unger 2014; Bergold/Thomas 2012; Bergold/Thomas 2010.

Im Forschungsverlauf: Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung als Orientierung

Bergold und Thomas (2012: Par. 39) betonen, wie bedeutsam ein methodisch sauberes Vorgehen vor allem bei der partizipativen Forschung ist.

Weil die Gütekriterien der klassischen quantitativen Forschung – wie Reliabilität, Validität, Neutralität und Objektivität – selten gewährleistet werden können, entsteht erhöhter Erläuterungsbedarf. Klassische Gütekriterien werden jedoch nicht ersatzlos gestrichen, sondern durch reflexive (Inter-)Subjektivität ersetzt (ebd.).

Zudem werden die Gütekriterien der qualitativen Forschung angewendet – allen voran das Transparenzgebot: Damit Ergebnisse aus einer partizipativen Forschungspraxis in der Wissenschaft Anklang finden, sind die Forschenden angehalten, besonders auf hohe Transparenz und Nachvollziehbarkeit der einzelnen Forschungsschritte zu achten. Dabei sollten die Wissenschaftler stets verdeutlichen, warum sie welchen Schritt vollzogen haben und wie sie zu welchen Ergebnissen gelangt sind.

Das lässt sich am besten durch eine ausführliche, reflexiv angelegte Dokumentation während des gesamten Forschungsprozesses erreichen (Defila/Di Giulio 2018: 45ff.), wie zum Beispiel mit Hilfe eines Feldtagebuchs.

Rückgriff auch auf Vertrautes: Datenerhebung in der partizipativen Forschung

Die „Datenerhebung“ in der partizipativen Forschung erscheint zunächst vertrauter als man vermuten würde, denn grundsätzlich können sämtliche Methoden der qualitativen sozialwissenschaftlichen und ethnografischen

Feldforschung und von Fall zu Fall auch quantitative Methoden wie z.B. Befragungen zur Anwendung kommen (vgl. hierzu Textbox 4).

Textbox 4: Einige Möglichkeiten der Datenerhebung in der partizipativen Forschung

- Gruppendiskussionen, Interviews, Erzählwerkstätten
- Tagebücher
- Dokumentenanalyse (z.B. Auswertung von Briefen, Dokumenten und Zeitungsartikeln)
- Analyse von Artefakten und Gegenständen (z.B. Gebäude, Mobiliar, etc.)
- Performative Methoden (z.B. Fotografie, Zeichnungen, Theater oder Videos)

Quelle: Bergold/Thomas 2010: 340f.

Die Entscheidung über die angewandte Methode erfolgt in der partizipativen Forschung gemeinsam mit den Praxispartnern. Dabei richtet sich die Auswahl vor allem nach dem Ziel, der Fragestellung und dem Gegenstand der Forschung. Bei der partizipativen Forschung müssen sich die Methoden aber auch an den Kompetenzen und Ressourcen der Praxispartner orientieren (Bergold/Thomas 2010: 341) und daran, welche Zugangsmöglichkeiten diese zu bestimmten Methoden haben (Defila/Di Giulio 2018: 54). Ein gelernter Schuster beispielsweise versteht sein Handwerk wie kein anderer: Er kennt die Beschaffenheit und die Verwendung unterschiedlicher Lederarten, er weiß, wie man Zwickzange und Leisten einsetzt. Mit dem wissenschaftlichen Handwerk jedoch (etwa einen Fragebogen zu konzipieren) könnte er zunächst überfordert

Abbildung 2: Photovoice



Foto: © biker3.AdobeStock

Bei der Photovoice-Methode werden Veränderungen in einer Community durch visuelle Dokumentation anhand von Fotografien festgehalten. So kann in reflexiver Gruppenarbeit anhand der Bilder eine Erzählung generiert werden (von Unger 2014: 77).

sein – wie umgekehrt ein Wissenschaftler mit dem Schusterhandwerk. Deshalb muss auch die bevorzugte Form und Sprache der Kommunikation berücksichtigt werden: Soll das Thema zum Beispiel mündlich, schriftlich, visuell oder performativ kommuniziert werden (von Unger 2014: 56)? Bergold und Thomas (2012: Par. 41) merken kritisch an, dass auch hier hinterfragt und reflektiert werden sollte, wer wiederum darüber entscheidet, welche methodischen Kompetenzen von Bedeutung sind und wer über diese verfügt. In der partizipativen Forschung bewährte performative Methoden sind unter anderem Photovoice und Community Mapping. Beide sind besonders anschaulich und niedrigschwellig und daher für viele leicht zugänglich⁸ (vgl. die Beispiele in Abbildung 2 und 3).

⁸ Ausführliche Erläuterung der Methoden in von Unger 2014: 69-83.

Immer transparent: Datenauswertung in der partizipativen Forschung

Auch bei der Datenauswertung ist es wichtig, die Praxispartner zu beteiligen. So kann gewährleistet werden, dass die Ergebnisse ausgewogen bleiben (von Unger 2014: 61). Von Unger betont außerdem, dass der Fokus vor allem auf einer gemeinsamen Betrachtung liegen sollte: Praxisakteurinnen sollten befähigt werden, ihre eigene Lebenssituation zu reflektieren.

Abbildung 3: Community Mapping



Foto: © vhw 2016

Beim Community Mapping werden Karten mit Bezug auf die untersuchte Community beziehungsweise das Umfeld von Betroffenen gestaltet (oft die Quartiersebene). Dabei können unterschiedliche Formen des Mappings verschiedene Aspekte herausstellen. In einer Social Map kommen soziale Aspekte zur Geltung, in der Resources Map dagegen Infrastrukturen wie Straßen etc. (von Unger 2014: 78f.).

Insofern sollte das Auswertungsverfahren eine partizipative Zusammenarbeit ermöglichen.

Was zunächst einfach klingen mag, ist jedoch eine Herausforderung: Während Verfahren, die Fachwissen voraussetzen, ungeeignet erscheinen, sind inhaltsanalytische Verfahren und Grounded Theory vielversprechender, weil sie einen weitgehend auf der gemeinsamen Empirie beruhenden Dialog im Team ermöglichen und einfordern (ebd. 61f.). Dabei muss laut von Unger (ebd.: 62) nicht immer ganz genau und vollständig nach akademischen Standards vorgegangen werden. Unverzichtbar ist jedoch auch hier wieder das Transparenzprinzip: Die genaue Arbeitsaufteilung muss transparent dargelegt werden, damit sie immer und von jedem nachvollziehbar bleibt (ebd.: 63). Sollten doch einmal die Wissenschaftlerinnen den Großteil der Auswertung vornehmen, ist eine ständige Rückkopplung und Präsentation der Ergebnisse an die Co-Forschenden in angemessener Sprache zentral (Bergold/Thomas 2010: 341).

Anders als in der klassischen Wissenschaft muss die Ergebnisanalyse in der partizipativen Forschung nicht unbedingt zur Theoriebildung führen. Vielmehr sollten systematisiert Annahmen über realweltliche Zusammenhänge kenntlich gemacht (ebd.) und in Bezug zum wissenschaftlichen Diskurs gesetzt werden (von Unger 2014: 55).

Der Perspektivenvielfalt gerecht werden: Ergebnisaufbereitung in der partizipativen Forschung

Bei der Präsentation und Publikation der Ergebnisse sollten die unterschiedlichen Perspektiven aus Wissenschaft und Praxis jeweils zur Geltung kommen und die zu erreichenden Zielgruppen im Auge behalten werden (von Unger 2014: 67). Daher können, wie Bergold

und Thomas (2012: Par. 73ff.) anmerken, auch alternative und vor allem persönlichere Formate, wie Texte in der Ich-Form, verwendet werden. Auch kreative und interaktive Verfahren wie Theateraufführungen können hilfreich sein. Veröffentlichungen im Internet bieten einen sehr niedrighschwelligem Zugang und ermöglichen audiovisuelle Formate (von Unger 2014: 66).

Was sind die Vor- und Nachteile der partizipativen Forschung?

Partizipativ zu forschen heißt, die Innenansichten und Perspektiven häufig marginalisierter Personengruppen ernst zu nehmen. Dies funktioniert nur durch den kollaborativen Forschungsstil, der aber wiederum Herausforderungen mit sich bringt, mit denen andere Forschungsstile und -methoden seltener konfrontiert sind. Den Vorteilen im Erkenntnisgewinn stehen also auch verschiedenste Nachteile gegenüber.

Die partizipative Forschung ist dabei zunächst einer ähnlichen Kritik ausgesetzt wie generell die qualitative Forschung. So heißt es beispielsweise, partizipative Forschung sei zu subjektiv oder die Ergebnisse seien nicht verallgemeinerbar. Darüber hinaus wird der Ansatz des Co-Forschens in Frage gestellt, wenn es heißt, ethische Grundsätze ließen sich nicht einhalten oder die unterschiedlichen Interessen von Wissenschaftlern und Co-Forscherinnen ließen sich nicht in Einklang bringen. In der Tat sind dies Herausforderungen des partizipativen Forschungsprozesses.

Tatsächlich kann die partizipative Forschung auch ein sehr konflikträchtiger Prozess sein.

Tabelle 1: Vor- und Nachteile partizipativer Forschung

Pros	Cons
<ul style="list-style-type: none"> • Praxiswissen der Co-Forschenden ist relevant und eröffnet neue Perspektiven – auch für Wissenschaftler. • Perspektivenvielfalt: Sowohl Forschungsperspektive, als auch Innenperspektive von Betroffenen und marginalisierten Personengruppen werden sichtbar. • Anschauliche und personenbezogene Ergebnisse machen die Forschung lebendiger und ermöglichen Beteiligung (Empowerment). • Emotionale Involviertheit: hoher Vertrauenszuwachs und große Offenheit • Durch Einbindung betroffener Personen besserer Zugang zur untersuchten Community 	<ul style="list-style-type: none"> • Unterschiedlicher Wissensstand der Projektpartnerinnen erschwert die Forschung • Unterschiedliche Interessen und Erwartungen der Projektpartner können zu Konflikten führen • Ethische Fallstricke, z.B. Umgang mit Anonymisierung der Ergebnisse • Emotionale Involviertheit: fehlende Distanz zu subjektiven Perspektiven und Einzelinteressen • Hohe Komplexität des Forschungsdesigns • Zeitlicher Aufwand, Ressourcenaufwand

Quelle: Eigene Darstellung, vgl. z. B. von Unger (2014)

Wenn unterschiedlichste Projektpartner zusammenarbeiten wollen, muss vorab das Wissen beziehungsweise das Forschungsverständnis auf ein gemeinsames Level gebracht werden. Mehr noch: Die Projektpartner müssen zunächst häufig Interessenskonflikte ausloten. Der Radfahrer in der Großstadt erhofft sich durch die Forschungsergebnisse möglicherweise einen schnelleren Ausbau von Fahrradwegen, während die Wissenschaftlerin lediglich Handlungsempfehlungen für den öffentlichen Nahverkehr erarbeiten möchte.

Der Vorteil der partizipativen Forschung ist jedoch, dass solche Konflikte kein Problem darstellen müssen, denn anders als klassische Forschung bietet die partizipative Forschung nicht nur den Raum, sondern lebt gar davon, verschiedenste und sogar divergierende Sichtweisen und Ergebnisse gegenüber zu stellen (Ber-

gold/Thomas 2012: Par. 12). Diese offene Ergebnisdarstellung hat auch den Vorteil, dass dadurch Blickwinkel, Meinungen und das Wissen von Menschen wahrgenommen und sichtbar gemacht werden, die sonst selten gehört werden (Tilley/Woodthorpe 2011: 94).

Indem die partizipative Forschung subjektive Sichtweisen personenbezogen herauszustellen versucht, wird einerseits ein klassischer forschungsethischer Standard – die Anonymisierung der Ergebnisse – konterkariert. Andererseits wird gerade durch diese personenbezogenen Perspektiven die Forschung realitätsnah und lebendig. Außerdem kann die namentliche Erwähnung für die Praxisakteure eine Art des Empowerments bedeuten und das Gefühl von tatsächlicher Beteiligung an der Forschung und Selbstwirksamkeit vermitteln (vgl. ebd.: 203). So begleiten oft gerade forschungsethi-

sche Dilemmata den partizipativen Forschungsprozess. Forscherinnen und Forscher müssen sich immer wieder ganz zentralen Fragen stellen:

- Wie involviert sollten die Wissenschaftler sein?
- Wie „objektiv“ können sie sein?
- Wie soll mit sensiblen oder kritischen Ergebnissen umgegangen werden?

Weil vertrauensvolle Beziehungen zwischen akademisch Forschenden und den Co-Forscherinnen eine gewisse Nähe benötigen, sehen sich gerade Akademikerinnen von diesen Fragen manchmal sehr herausgefordert (von Unger 2014: 88f.). Kritik, auch Selbstkritik, und Reflexivität sind daher ein wichtiger Bestandteil der partizipativen Forschung (ebd.: 90), manchmal kann hier auch eine regelmäßige Supervision helfen.

Ein weiterer und besonders wichtiger Vorteil ist jedoch, dass durch die Einbindung von betroffenen Personen „auf Augenhöhe“ ein direkter Bezug zur untersuchten Community besteht. Die Praxisakteure können aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Community möglicherweise Daten generieren, zu denen akademische Wissenschaftler keinen Zugang hätten (Berggold/Thomas 2012: Par. 62).

In Tabelle 1 werden einige Vor- und Nachteile partizipativer Forschung noch einmal zusammengefasst.

Was folgt daraus?

Der hier skizzierte, kurze Überblick hat deutlich gemacht, wie ambitioniert und anspruchsvoll

voll partizipative Forschung als Untersuchungskonzept ist. Die Komplexität dieses Forschungszugangs wirft zweifellos viele Fragen auf, die im Text bereits angesprochen wurden. Einerseits gibt es – auch dank einiger zusammenfassender Darstellungen in der Literatur – einen recht klaren Kanon von Forschungsprinzipien, andererseits sollte aber auch deutlich geworden sein, dass es bei der partizipativen Forschung kein Richtig und Falsch geben kann. Vielmehr geht es darum, sich durchgängig reflexiv mit dem Forschungsprozess auseinanderzusetzen. Dazu gehört vor allem, die eigene Rolle als Wissenschaftler oder Praxisakteurin und die eigene Beziehung zum Forschungsfeld zu hinterfragen.

Doch Mut zur Selbstkritik allein reicht oft nicht aus: Der partizipative Forschungsansatz birgt nicht nur viele methodologische Fallstricke, er ist zudem in der Praxis sehr aufwendig, da viel Zeit und personelle Ressourcen aufgewandt werden müssen. Weil der Verlauf eines partizipativen Forschungsprojektes oft unvorhersehbar ist, muss man auf Abweichungen gefasst und diese zu managen in der Lage sein. In der Forschungsrealität ist das oft schwer umsetzbar: Vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern fehlt es an finanziellen und zeitlichen Ressourcen, um ein solches Projekt zu stemmen und Mittelgeber erwarten häufig einen durchkalkulierten Projektplan, in dem eine Ergebnisoffenheit nicht vorgesehen ist.

Hier sind auch die in Textbox 2 zu Beginn erwähnten „Modus 2“-Wissenschaftsakteure gefragt, die ausreichende Handlungsspielräume besitzen, um eine derartige ergebnisoffene Forschung umsetzen können (wie z. B. im vhw-Projekt „Perspektivwechsel“, siehe Abbildung 1 und Fußnote 2).

Für den vhw bietet sich der Forschungsansatz beinahe idealtypisch an, denn partizipative Forschung ist auch hier konsequent beteiligend und inklusiv angelegt – und bietet darüber hinaus eine außergewöhnliche Verknüpfung von Forschungspraxis, Partizipation und Transformation.

Dass der Beitrag einer so verstandenen Forschung zu einer sozialen und nachhaltigen Stadtentwicklung einen großen Mehrwert haben kann, liegt auf der Hand.

Die Verheißungen eines solchen Ansatzes sollten jedoch auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass zwischen gelingender partizipativer Forschungspraxis, Überforderung und Scheitern ein schmaler Grat liegen dürfte. Jenseits der hier skizzierten allgemeinen Forschungsprinzipien zeigen sich die wahren Herausforderungen in der konkreten empirischen Arbeit: Die Tücke steckt im Detail, hier vielleicht sogar stärker als sonst. Es ist also wichtig, zunächst noch mehr Erfahrungen zu sammeln, diese zu dokumentieren und zu kommunizieren – und den Ansatz auf dieser Basis stetig weiterzuentwickeln.

Eines dürfte auch sofort einleuchten: Je nach Forschungsvorhaben haben verschiedenste – auch herkömmliche – empirische Designs nach wie vor ihre Berechtigung. Umso wichtiger ist es, für Forschungsakteurinnen wie den vhw, ein – auch methodologisch – möglichst vielfältiges Projektportfolio zu bespielen, in dem die partizipative Forschung ein innovativer Bestandteil sein kann.

Literatur

Beecroft, Richard und Oliver Parodi (2016): Reallabore als Orte der Nachhaltigkeitsforschung und Transformation. Einführung in den Schwerpunkt. In: Technikfolgenabschätzung. Theorie und Praxis 25(3), S. 4-8.

Bergold, Jarg und Stefan Thomas (2010): Partizipative Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien, S. 333-344.

Bergold, Jarg und Stefan Thomas (2012): Participatory Research Methods: A Methodological Approach in Motion [110 paragraphs]. In: Forum: Qualitative Social Research 13(1), Art. 30.

Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (2018): Was ist eigentlich ein "Reallabor"? Abrufbar unter: <https://www.bmwi-energie-wende.de/EWD/Redaktion/Newsletter/2018/06/Meldung/direkt-erklart.html> (Zuletzt geprüft: 19.8.2019, 16:20).

Cornwall, Andrea und Rachel Jewkes (1995): What is Participatory Research? In: Social Science and Medicine 41(12), S. 1667-1676.

Defila, Rico und Antonietta Di Giulio (2018): Partizipative Wissenserzeugung und Wissenschaftlichkeit – ein methodologischer Beitrag. In: Ders. (Hrsg.): Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung, S. 39-67.

Flicker, Sarah; Travers, Rob; Guta, Adrian; McDonald, Sean und Aileen Meagher (2007): Ethical Dilemmas in Community-Based Participatory Research: Recommendations for Institutional Review Boards. In: Journal of Urban Health: Bulletin of the New York Academy of Medicine 84(4), S. 478-493.

Jahn, Thomas und Florian Keil (2016): Reallabore im Kontext transdisziplinärer Forschung. In: GAIA 25(4), S. 247-252.

Kuder, Thomas (2017): Bürgerbeteiligung neu justiert! Fair, informiert und gleichberechtigt zum "besseren" Ergebnis. vhw-werkSTADT Nr. 16. Berlin. Abrufbar unter: https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/werkSTADT/PDF/vhw_werkSTADT_Neujustierung_von_Buergerbeteiligung_Nr_16_2017.pdf (Zuletzt geprüft: 19.8.2019, 16:20).

Lewin, Kurt (1946): Action research and minority problems. In: Lewin, G. W. (Hrsg.): Resolving social conflicts: Selected papers on group dynamics. New York: Harper & Brothers, S. 201-216.

Mayring, Philipp (2018): Gütekriterien qualitativer Evaluationsforschung. In: Zeitschrift für Evaluation 17(1), S. 11-24.

Meyer-Soylu, Sarah; Parodi, Oliver; Trenks, Helene und Andreas Seebacher (2016): Das Reallabor als Partizipationskontinuum. Erfahrungen aus dem Quartier Zukunft und Reallabor 131 in Karlsruhe. In: Technikfolgenabschätzung. Theorie und Praxis 25(3), S. 31-40.

Moser, Heinz (2008): Aktionsforschung unter dem Dach der Praxisforschung: methodologische Herausforderungen und Lösungsansätze. In: von Unger, H./Wright, M. T. (Hrsg.): "An der Schnittstelle von Wissenschaft und Praxis": Dokumentation einer Tagung zu partizipativer Forschung in Public Health. WZB Discussion Paper, No. SP I 2008-307. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), S. 58-66.

Nowotny, Helga; Scott, Peter und Michael Gibbons (2003): Re-Thinking Science: Mode 2 in Societal Context. Abrufbar unter: <https://pdfs.semanticscholar.org/2515/62176a6d258710266edd7a5f51c819034d56.pdf> (Zuletzt geprüft: 19.8.2019, 16:30).

Parodi, Oliver; Beecroft, Richard; Albiez, Marius; Quint, Alexandra; Seebacher, Andreas; Tamm, Kaidi und Colette Waitz (2016): Von „Aktionsforschung“ bis „Zielkonflikte“. Schlüsselbegriffe der Reallaborforschung. In: Technikfolgenabschätzung. Theorie und Praxis 25(3), S. 9-18.

Rose, Michael; Matthias Wanner und Annaliesa Hilger (2018): Das Reallabor als Forschungsprozess und -infrastruktur für nachhaltige Entwicklung - Konzepte, Herausforderungen und Empfehlungen. NaWiKo Synthese Working Paper No 1. Abrufbar unter: https://nachhaltigeswirtschaften-soef.de/8dfca901929c4ec9c9a510b7c76a813f71130aa3/3eaf4c63-89ae-f4e9-692a-a8126f589586/tap2_7fWTzG_dec/NaWiKo%20Synthese%20Working%20Paper%20No%201_0.pdf (Zuletzt geprüft: 19.8.2019, 16:20).

Schneidewind, Uwe (2014): Transformative Wissenschaft - Perspektiven für eine Volluniversität.

Vortrag, Göttinger Sternwartengespräch. Göttingen.

Schnur, Olaf (2016): Urbane Vielfalt und Kohäsion – zwischen Moderne und Postmoderne. Eine Verortung der Forschungsperspektive des vhw. vhw werkSTADT Nr. 3. Berlin. Abrufbar unter: https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/werk-STADT/PDF/vhw_werkSTADT_Urbane_Vielfalt_Nr_3_2016.pdf (Zuletzt geprüft: 19.8.2019, 16:20).

Strübing, Jörg; Hirschauer, Stefan; Ayaß, Ruth; Krähnke, Uwe und Thomas Scheffer (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: Zeitschrift für Soziologie 47(2), S. 83-100.

Tilley, Liz und Kate Woodthorpe (2011): Is it the End for Anonymity as We Know it? A Critical Examination of the Ethical Principle of Anonymity in the Context of 21st Century Demands on the Qualitative Researcher. In: Qualitative Research 11(2), 197-212.

von Unger, Hella; Block, Martina und Michael T. Wright (2007): Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum: zur Geschichte und Aktualität eines kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht. WZB Discussion Paper, No. SP I 2007-303. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

von Unger, Hella und Petra Narimani (2012): Ethische Reflexivität im Forschungsprozess: Herausforderungen in der Partizipativen Forschung. WZB Discussion Paper, No. SP I 2012-304. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Wadsworth, Yolanda (1998): What is participatory action research? In: Action Research International, Paper 2.

Williamson, Graham R. und Sue Prosser (2002): Action research: politics, ethics and participation. In: Journal of Advanced Nursing 40(5), S. 587-593.

Wright, Michael T.; Block, Martina; Kilian, Holger und Karl Lemmen (2013): Förderung von Qualitätsentwicklung durch Partizipative Gesundheitsforschung. In: Prävention und Gesundheitsförderung 8(3), S. 147-154.

Impressum

vhw werkSTADT

ISSN 2367-0819

Erscheinungsort: Berlin

Herausgeber

vhw-Bundesverband für Wohnen und
Stadtentwicklung e. V.

Vorstand: Prof. Dr. Jürgen Aring

Fritschestraße 27/28

10585 Berlin

Telefon: +49 30 390473-230

Telefax: +49 30 390473-190

werkstadt@vhw.de

www.vhw.de

Titelbildquelle

© scusi.fotolia.com

Autoren

Tilla Ziems, M. A.

Forschungsassistentin vhw e. V.

Dr. Olaf Schnur

Wissenschaftlicher Leiter vhw e. V.

Grundlayout

DCM Druck Center Meckenheim GmbH

www.druckcenter.de

Erscheinungsweise

unregelmäßig

Bezug

Alle Ausgaben der **vhw werkSTADT** sind
unter: <http://www.vhw.de/publikationen/>
kostenfrei herunter zu laden.